

Kongress 7. – 9. 10. 2005 in Wien  
**Grundeinkommen - In Freiheit tätig sein**  
**Workshop 10**  
**Grundeinkommen und Produktion bzw. (Post-)Produktivität**

**Post-Produktivität? Oder: Ist es noch produktiv, Arbeit als produktiv zu betrachten?**  
**Manfred Fußsack**

**Abstract**

1. Eine Vorstellung davon zu haben, welche Art von Arbeit produktiv ist und welche nicht, dient dazu, der Arbeit Sinn zu geben. Diese Vorstellung *ermöglicht* also gewissermaßen die Arbeit, in dem sie sie als *sinnvoll* ausweist.

2. Indem Arbeit erfolgreich ermöglicht wird, *etabliert* sich diese Produktivitätsvorstellung und gibt damit einen *Rahmen* vor, in dem Arbeit als solche wahrgenommen werden kann. Arbeit, die nicht in diesen Rahmen passt, wird als *unproduktiv* wahrgenommen und daher auch nicht entlohnt.

3. Indem Arbeit aber mit Hilfe einer stabil etablierten Produktivitätsvorstellung erfolgreich ermöglicht wird, spezialisiert sie sich unweigerlich weiter und bringt so unter Umständen Arbeitsarten hervor, die nicht mehr in den Rahmen der herrschenden Produktivitätsvorstellung passen. Diese Arbeitsarten *sprengen* diesen Rahmen.

4. Es stellt sich angesichts dieses Umstandes die Frage, ob es in der Vielfalt der heute weltweit unter verschiedensten Perspektiven als Arbeit betrachteten Aktivitäten noch Sinn macht, spezifische Produktivitätsvorstellungen als *allein gültige* zu hypostasieren, oder ob nicht systematisch die Möglichkeit geschaffen werden sollte, zumindest bis zu einem gewissen Grad zwischen unterschiedlichen Produktivitätsvorstellungen zu changieren. Eine solche Möglichkeit - die begrifflich als "Postproduktivität" gefasst werden könnte - würde die partielle Entkoppelung von Arbeit und Einkommen darstellen, wie sie ein Garantiertes Grundeinkommen bereitstellt.

<http://homepage.univie.ac.at/manfred.fuellsack/postproduktivitaet.htm>

**Post-Produktivität?**  
**Oder: Ist es noch produktiv, Arbeit als produktiv zu betrachten?**

1935 hat Bronislaw Malinowski darauf hingewiesen, dass die Beschäftigung der Trobriand-Insulaner in ihren Gartenkulturen nicht nur unmittelbar existenzsichernde und produktivitätssteigernde, sondern auch soziale Zwecke erfüllt. Die Trobriander würden verhältnismäßig viel Arbeit für jene Teile ihrer Gartenkulturen aufwenden, in denen Sago- oder Jamswurzeln gezogen werden, die primär politische Bedeutung haben und deshalb niemals verspeist werden. Darüber hinaus seien sie dabei in Arbeitskollektiven tätig, die ob ihrer Größe eigentlich ineffizient sind. Kleinere Kollektive könnten die Arbeit wesentlich besser verteilen und damit höhere Produktivität erzielen.<sup>1</sup>

Robert K. Merton verdanken wir die Einsicht, dass das berühmte Regentanz-Zeremoniell der Hopi-Indianer nicht erklärt werden kann, wenn es unmittelbar auf seinen bezeichneten Zweck,

---

<sup>1</sup>Malinowski 1935/1978.

seinen ökonomischen Output, seine „manifeste Funktion“, nämlich die Herstellung von Regen bezogen wird. Erst wenn zusätzliche „latente Funktionen“, also etwa die Festigung der Gruppenidentität der Gesellschaft in Betracht gezogen werden, lässt sich erklären, warum ein so offensichtlich irrationales Ritual trotzdem beibehalten wird.<sup>2</sup>

In unserem Kulturkreis hat bereits Karl Marx, dem wir den folgenreichen Versuch verdanken, den Preis der Produkte durch die in sie eingegangene Arbeitskraft zu bestimmen, mit seiner Unterscheidung eines „Reichs der Notwendigkeit“ und eines „Reichs der Freiheit“ auf Arbeitsanreize verwiesen, die dort ansetzen, „wo das Arbeiten, das durch Not und äußere Zweckmäßigkeit bestimmt ist, aufhört“.<sup>3</sup> Hannah Arendt hat in ihrem Versuch, antike Vorstellungen des aktiven, tätigen Menschen wieder zu beleben, einem in seine Bedürfnisse eingeschlossenen *Animal laborans* den für die Ewigkeit produzierenden *Homo faber* gegenübergestellt.<sup>4</sup> Die berühmte Studie über die Marienthaler Arbeitslosen hat darauf hingewiesen, dass das „tragische Geschenk“ der Freizeit nicht nur die Existenzmöglichkeiten der Marienthaler betroffen hatte, sondern unter anderem auch deren Willen, sich weiterhin kostenlos Bücher in der Bibliothek des Ortes auszuleihen.<sup>5</sup> Und nicht zuletzt Lars Clausen hat, all diese „Nebenaspekte“ der Arbeit auf den Punkt bringend, darauf hingewiesen, dass jede Arbeit zwar ein *Produkt* hervorbringt, das der Arbeiter als solches betrachtet und unter Umständen auch stolz darauf ist, dass dieses Produkt aber nicht selten dann von einem Beobachter dieser Arbeit als *Abfall* wahrgenommen wird und damit jede Arbeit offensichtlich grundsätzlich neben *produktiven* auch *andere*, unter Umständen sogar *destruktive* Aspekte aufweist.<sup>6</sup>

Die Hinweise darauf, dass Arbeit im Hinblick auf eine *enggeführte Produktivitätsvorstellung* nur ungenügend erfasst werden kann, sollten also eigentlich allmählich genügen. Es stellt sich damit die Frage, warum dem *Produktivitätsparadigma* trotzdem ein so großer Stellenwert bei der Einschätzung und Bewertung dessen zukommt, was wir als unsere Arbeit wahrnehmen, warum wir Arbeit, oder genauer *Erwerbsarbeit* nach wie vor begrifflich so eng fassen und politisch wie ökonomisch, etwa auch im Hinblick auf die Verteilung von Auskommensmöglichkeiten, sprich *Einkommen*, so starr an das *Produktivitätsparadigma* binden. Und es stellt sich im Anschluss daran die Frage, ob sich etwas, und wenn ja, was sich ändern würde, wenn wir dies nicht mehr tun würden, wenn wir, anders gesagt, Arbeit nicht mehr nur tentativ und in historischen oder ethnologischen Studien im Hinblick auf ihre *sonstigen* Aspekte betrachten und dies zum Beispiel dann unter einem Begriff wie *Postproduktivität* fassen. Hätten wir dann weniger Probleme mit unserer Arbeit?

Es dürfte klar sein, dass sich die zweite dieser drei Frage kaum erschöpfend beantworten wird lassen. Vielleicht lassen sich aber im Versuch, die erste Frage zu beantworten, Hinweise darauf finden, in welche Richtung die Beantwortung der zweiten gehen könnte. Und vielleicht lässt sich damit dann die dritte Frage positiv beantworten – zumindest im Hinblick auf das gegenwärtig zentral scheinende Problem mit unserer Arbeit, nämlich dem, dass die Erwerbsarbeitsplätze nicht mehr für alle ausreichen.

---

<sup>2</sup> Merton 1964: 64f.

<sup>3</sup> Marx 1894/1973: 828.

<sup>4</sup> Arendt 1958/2002.

<sup>5</sup> Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel 1975.

<sup>6</sup> Clausen 1988.

## 1. Produktive Arbeit

Warum betrachten wir also unsere Arbeit primär im Hinblick auf eine enggeführte Produktivitätsvorstellung?

Veranschaulichen wir uns, was wir für produktiv halten, zunächst im Rahmen unseres Alltagsverständnisses von Arbeit. In diesem Rahmen scheint Arbeit dann als *produktiv* zu gelten, wenn sie *Mehrwert*<sup>7</sup> erbringt, wenn also als *Output* eines „Arbeitsprozesses“ (einer *Produktion*) ein *Mehr* und kein *Weniger* an *was immer* in diesem Prozess zur Disposition steht – Energie, Güter, Geld, Leistungen etc. –, stehen bleibt. Die Frage ob Arbeit *produktiv* ist, hängt damit offensichtlich vom *Mehr* dieses „*was immer*“ ab. Und da dieses „*was immer*“ eine Leerstelle bezeichnet, in die eben eingesetzt werden kann, was gerade zur Disposition steht, wäre die Produktivitätszurechnung auf Arbeit damit zunächst eigentlich breit genug angelegt, um im Prinzip jeden der in den eingangs erwähnten Beispielen genannten Aspekte darunter zu fassen. Wenn Produktivität auch im Hinblick auf soziale, kulturelle, ideelle oder ästhetische Mehrwertgewinne hin verstanden werden kann, hätten wir damit wohl kaum ein Problem. Dann könnte nämlich *jeder selbst bestimmen*, was für ihn produktiv ist.

Das klingt zunächst simpel. Genau dahinter ist aber die Problematik versteckt. Nach einer berühmten Unterscheidung wird derjenige Wert, den jemand, der selbst bestimmt was für ihn produktiv ist, dem Produkt seiner Arbeit zumisst, *Gebrauchswert* genannt. Im Hinblick auf diesen Gebrauchswert besteht offensichtlich kein Problem etwa das Knüpfen und Kultivieren von Freundschaften während und mittels der Arbeit als *produktiv* zu betrachten, oder auch etwa die Stärkung der eigenen Physis, das Glücksgefühl aufgrund erfüllender interessanter Tätigkeiten, oder *was immer*. All dies stellt ja eindeutig ein *Mehr* gegenüber dem Zustand vor dem Durchführen der Arbeit bereit. Solange also nur der Gebrauchswert im Spiel ist, kann der Arbeitende *selbst bestimmen*, wie sich Produktivität für ihn äußert und wie er damit seine Arbeit bemisst.

Problematisch wird die Sache bekanntlich, sobald der *Tauschwert* ins Spiel kommt. Denn dieser bestimmt sich nicht mehr *individuell*, sondern über den *Markt*. Der Tauschwert bildet sich über das „Spiel“ von Angebot und Nachfrage gleichsam als „Durchschnitt“ der von verschiedensten Seiten auf den Markt gebrachten Gebrauchswerte. Das heißt, der Markt *reduziert* die Gebrauchswerte zu Tauschwerten. Der Markt lässt, anders gesagt, *keine* Möglichkeit mehr, individuell zu bestimmen, was für den einzelnen produktiv ist und was nicht. Er setzt vielmehr *eine* Produktivitätsnorm fest und rechnet sie Arbeit fest zu. Arbeit, die am Markt gehandelt wird, hat produktiv zu sein, und zwar in einem einheitlichen Sinn des Wortes, *sonst könnte sie gar nicht gehandelt werden*.

Letzteres ist der entscheidende Punkt dieses Umstandes. Der Markt tut nichts „Böses“, sondern er tut, was er tut. Und er *ermöglicht* damit Arbeit, nämlich gesellschaftliche Arbeit, sprich *Arbeitsteilung*. Denn diese könnte ohne *Tausch* nicht stattfinden. Als arbeitsteilige Individuen, die schon unter einfachen sozialen Bedingungen viel zu *spezialisiert* arbeiten, um alleine all jene im Laufe des Daseins anfallenden Verrichtungen zu schaffen, sind wir auf den *Austausch* der in unserer Arbeit hergestellten Produkte, Güter, Dienste etc. angewiesen. Genau deshalb ist auch die Arbeit darauf angewiesen, dass sie bis zu einem bestimmten Grad *vergleichbar* wird. Und dazu reicht in arbeitsteiligen Gesellschaften ein simples „*was immer*“ im Hinblick auf ihren Output einfach nicht aus. Sie muss mindestens in einem einheitlichen handfesten Sinn als *produktiv* festgeschrieben werden.

---

<sup>7</sup> Der *Mehrwert* stellt bekanntlich die Differenz zwischen den Kosten des Erhalts einer Arbeitskraft in einer gewissen Zeiteinheit und demjenigen Wert dar, der in der selben Zeiteinheit mit eben dieser Arbeitskraft hergestellt werden kann. vgl. dazu ausführlicher auch: Füllsack 2002: 18ff.

## 2. Geld

Auch diese Produktivitätszuschreibung alleine würde allerdings nur sehr bedingt reichen. Denn selbst wenn sich Produktivität, sagen wir, auf die Gebrauchswerte von Jägern bezieht, so schafft dies noch keine Vergleichbarkeit mit den Gebrauchswerten, die etwa Sammler ihren Arbeitsprodukten zumessen. Es bedarf also zusätzlicher Maßnahmen, um das Unwahrscheinliche, nämlich die Koordination der Produktivitätsvorstellungen von Jägern und Sammlern wahrscheinlich zu machen.

Wenn wir heute an *Produktivität* und an *Mehrwert* denken, so denken wir wohl zumeist in erster Linie an *Geldwerte*. Jenen Mehrwert, den, wie Marx meinte, der Unternehmer dem Arbeiter abzieht – versteckt, ohne dass dieser es merkt –, entzieht er als Geld. Und jene Produktivität, die wir in internationalen Vergleichen von Volkswirtschaften als deren Leistung betrachten, bemessen wir – wie sonst? – in Form von Geld. Geld und Produktivität scheinen sich dabei gegenseitig zu *stützen*. Was Geld bringt, ist produktiv, und was produktiv ist, bringt Geld.

Auch Geld *verdeckt* aber, genauso wie die Produktivitätszurechnung, *Unterschiede*. Mit Geld wird der Umstand, dass unterschiedlichen Arbeiten unterschiedliche Auffassungen darüber zugrunde liegen können, welchen Wert die Produkte oder Resultate dieser Arbeiten haben, zumindest teilweise verdeckt. Sobald *Mehrwert* eine rein monetäre Größe ist, steht genau noch eine Dimension zur Verfügung, entlang der sich Produktivität wahrnehmen lässt. Wann immer nach verrichteter Arbeit *mehr* Geld zur Verfügung steht als zuvor, ist offensichtlich *produktiv* gearbeitet worden. Geld ermöglicht also die Produktivitätszuschreibung gerade erst dadurch, dass es die Frage, wie produktiv der je Einzelne eine spezifische Arbeit wahrnimmt, *ausblendet* und Vergleichbarkeit nur mehr entlang der einzigen Dimension zulässt, die es zu behandeln weiß.

Geld bügelt, anders gesagt, Unterschiede aus. Indem Geld und nicht mehr zum Beispiel verschiedene Naturalien als Lohn für Arbeit vergeben werden, *ermöglicht* es erst eine Art von Arbeit, die zutiefst auf *Arbeitsteilung* beruht, die also darauf angewiesen ist, die unterschiedlichen *Gebrauchswerte*, die die Motive für einzelne Arbeiten abgeben, über einen *Tauschwert* zu vergleichen und damit austauschbar zu machen. Deutlich wird dies zum Beispiel dann, wenn eine bestehende Form der Arbeitsteilung plötzlich gezwungen wird, ohne das Medium Geld zu operieren. In Russland sind Anfang der 1990er Jahre nach dem Fall der Sowjetunion aufgrund verschiedenster Umstände Löhne mitunter nur mehr in Form von Naturalien ausbezahlt worden. Fabrikdirektoren, die aufgrund sowjetischer Planspiele vielfach obendrein noch die einzigen Arbeitgeber in den betroffenen Regionen waren, haben ihre Angestellten einfach mit den Produkten ihrer Fabrik entlohnt, was aus ihrer spezifischen Problemsicht vielleicht sogar irgendwie legitim geschienen hat. Ihre spezifische *Gebrauchswertwahrnehmung* hat die Produkte, die ihre Firmen hergestellt haben, natürlich „wertvoll“ erscheinen lassen. Für ihre Angestellten waren sie dies, leicht vorstellbar, nicht.<sup>8</sup> Schon wenn also wie hier nur zwei unterschiedliche Perspektiven im Spiel sind – Fabrikdirektoren und Angestellte – bedarf es offensichtlich *abstrakterer* Mittel als Naturalien, um sie zu übergreifen und operabel zu integrieren.

## 3. Wissen

Auch Geld ist nur eines von vielen solchen Mitteln. Ein noch abstrakteres, auf dessen Grundlage Geld ebenso wie die Produktivitätszurechnung funktionieren, ist *Wissen*. Wir *wissen* im Normalfall ganz einfach, dass Geld Wert hat, und wir wissen auch – dies vielleicht

---

<sup>8</sup> 1998 habe ich in Südrussland eine Handschuhfabrik besucht, deren mehr als hundert ArbeiterInnen das dritte Monat in Folge mit Wollfäustlingen der gleichen Fabrikation „bezahlt“ worden sind, und das im Hochsommer.

aber schon etwas weniger sicher – dass Arbeit produktiv zu sein hat. Auch Wissen, Geld und Produktivität bedingen und *stützen* sich dabei gegenseitig – *zunächst*.

Zu *wissen*, dass Geld Wert hat, macht dieses als Zahlungsmittel geeignet und darüber hinaus auch als Mittel um Mehrwert zu messen, der seinerseits damit zum Inbegriff von Produktivität werden kann. Und so Produktivitätsvorstellungen und der Wert des Geldes stabil gehalten werden können, so ermöglicht dies seinerseits „produktiven“ Umgang mit Wissen – *zunächst*.

Wissen hat allerdings nun eine in dieser Hinsicht äußerst fatale Eigenschaft: Wissen will – und zwar je „produktiver“ damit umgegangen wird, umso deutlicher – beständig *mehr* wissen. Oder anders gesagt: durch Wissen werden beständig Bereiche in der „Welt“ erkennbar, die (noch) *nicht* mit Wissen erfasst sind. Wer weiß, weiß in der Regel auch, was er alles (noch) *nicht weiß* – wie wir spätestens seit Sokrates wissen –, und will deshalb *mehr* wissen, nur um im nächsten Schritt erneut gewahr zu werden, was alles noch nicht gewusst wird. Anders gesagt, Wissen weist eine immanente Tendenz zur *Spezialisierung* auf, die dafür sorgt, dass sich Wissen grotesker Weise, je „produktiver“ die Bedingungen für den Umgang mit ihm sind, umso schneller *gegen* diese Bedingungen wendet und sie *unproduktiv* werden lässt. Um diesen Umstand deutlich zu sehen, sollten wir hier einen kleinen Exkurs in die Geschichte des Wissens unternehmen.<sup>9</sup> Wie gesagt, können Produktivitätszurechnung und Geld als zwei von vielen *funktionalen* (um nicht zu sagen *produktiven*) Maßnahmen betrachtet werden, um gesellschaftliche Arbeitsteilung und den Austausch von Arbeitsleistungen zu *ermöglichen*. Indem eben Arbeit als produktiv und Geld als wertvoll stabilisiert worden sind, sind die individuellen Arbeitsleistungen vergleichbar und damit austauschbar geworden. Die Arbeit und damit die Teilung der Arbeit hat gleichsam eine Basis gefunden, auf der sie weiterhin und dabei überaus effektiv stattfinden konnte. Wie wir wissen, hat sich im Fortschreiten der damit ermöglichten Entwicklung – und natürlich unter dem Einfluss unzähliger zusätzlicher Faktoren, die wir hier außer Acht lassen – in manchen Regionen der Welt ein Teil der gesellschaftlichen Aktivitäten unter dem Titel *Wissenschaften* auf die Systematisierung und Methodisierung von spezifischen *Problemlösungen* spezialisiert. Getragen worden sind diese Aktivitäten dabei eben von der allgemeinen Produktivität der Arbeit in diesen Regionen und der damit verbundenen Tausch- und Verteilungsordnung, die ihrerseits unter anderem auf dem Funktionieren des Produktivitätsparadigmas und der relativen Stabilität des Geldes aufgeruht haben.<sup>10</sup> Die Wissenschaften haben sich auf dieser Basis vor allem im europäischen Raum äußerst *produktiv* entwickelt – so *produktiv* allerdings, dass sie sich mit der Zeit – programmatisch etwa unter dem Hoffnungstitel „Aufklärung“<sup>11</sup> – immer mehr ihren eigenen Voraussetzungen zugewandt haben. Sie haben diese Voraussetzungen als „geo-“, und „theozentrisch“, als „phallo-“, „ethno-“, und „eurozentrisch“, ja sogar als „szientozentrisch“ entlarvt und damit tendenziell ihre eigenen Betriebsbedingungen zu unterwandern begonnen. Die Wissenschaften sind, mit anderen Worten, gerade weil sie im europäischen Raum so produktive Bedingungen vorgefunden haben, *selbstreflexiv* geworden. Sie haben begonnen – so wie wir dies hier tun – die Voraussetzungen ihres eigenen Stattfindens unter die Lupe zu nehmen und – neben einer Vielzahl anderer Bedingungen ihrer Möglichkeit – dabei auch die Produktivitätszurechnung auf Arbeit und die Stabilität des Geldes als einerseits zwar *notwendig* und *funktional*, aber andererseits doch auch *bloß wissensabhängig* zu entlarven. Wir können damit heute *wissen*, dass unsere Produktivitätszurechnungen nur *Teilaspekte* von

---

<sup>9</sup> Vgl. dazu ausführlicher: Füllsack 2006.

<sup>10</sup> Ein früher und berühmt gewordener Hinweis dazu findet sich in der Erklärung des Aristoteles (1970: 19), nach der die Mathematik in Ägypten entstanden ist, weil dort den Priestern gestattet worden ist, „Muße zu pflegen“. Gestattet hat dies, wie wir hinzufügen, die wirtschaftliche Prosperität des Landes am Nil, die, nachdem nicht mehr alle Arbeitskräfte in der Landwirtschaft benötigt worden sind, „wissenschaftliche Spezialisierung“ ermöglicht hat.

<sup>11</sup> Vgl. dazu ausführlicher u.a.: Füllsack 2003 und 2006.

Arbeit erfassen und dass Geld keineswegs auf immer und ewig einen stabilen Wert haben muss, dass beides im Prinzip bloß *Wissenskonzepte* sind, die sich in unserer Geschichte bewährt haben, um *unterschiedliche* Problemsichten (Gebrauchswerte) gesellschaftlich operabel zu integrieren.

Eben weil wir dies heute *wissen* können, wird aber nun die *Stabilität* solcher Wissenskonzepte immer mehr zum Problem. Der Geldwert ist heute zu einer hochfiligranen Größe geworden, die zu *destabilisieren* mitunter schon das leise Hüsteln eines Notenbankchefs genügt und die zu *restabilisieren* dann weltweit Tausende von Experten bedarf. Da wir aber eben heute auch *wissen*, dass diese Experten ihrerseits an nichts anderem, denn an *Wissenskonzepten* arbeiten, an Versuchen, uns zu *überzeugen*, uns *glauben* zu lassen, dass der Geldwert stabil ist, können wir *nicht mehr* genau wissen, *wie produktiv* diese und damit in weiterer Folge jede andere Art von Arbeit eigentlich ist. Als bloßes *Wissenskonzept* entlarvt, versagt das *Produktivitätsparadigma* seinen Dienst.

In dieser Situation scheint es Sinn zu machen, von einem Zustand der *Postproduktivität* der gesellschaftlichen Arbeit zu sprechen.

#### 4. Postproduktivität

Nun stellt freilich auch dieser Begriff nichts anderes als ein *bloßes Wissenskonzept* dar. Es stellt sich damit die Frage, was denn durch einen diesbezüglichen Paradigmenwechsel gewonnen werden könnte. Um dies genauer zu sehen, scheint es sinnvoll, kurz einen Blick auf den aktuellen Verwendungskontext dieses Begriffs zu werfen.

Zur Zeit wird der Begriff „Postproduktivität“, soviel erkennbar ist, in erster Linie in Diskussionen um jüngere Entwicklungen in der europäischen Landwirtschaft verwendet. Die Arbeitsziele in diesem Bereich haben sich in den letzten Jahrzehnten vielerorts von forcierter Output-Steigerung auf „Sekundärziele“ wie etwa den Landschafts- und Umweltschutz oder die Bereitstellung touristischer Infrastruktur umgestellt. Im wesentlichen ist diese Umorientierung dabei durch die Agrarpolitik der Europäischen Union ermöglicht worden, die in den letzten Jahrzehnten zwar zum einen auf die Konkurrenz von kostengünstigeren landwirtschaftlichen Produkten aus dem Nicht-EU-Raum mit Subventionszahlungen an die eigenen Landwirte reagiert hat, zum anderen diese Konkurrenz aber nicht grundlegend, etwa durch Importsperrn unterbunden hat. Nachdem sich die Konkurrenz in vielen Bereichen als letztendlich doch übermächtig erwiesen hat, ist die De-facto-Versorgung Europas mit gewissen landwirtschaftlichen Produkten nach und nach dem Nicht-EU-Raum zugefallen, während gleichzeitig die Subventionen für die europäische Landwirtschaft sukzessive „undefiniert“ worden sind. Europäische Landwirte werden nun nicht mehr (ausschließlich) für die Herstellung landwirtschaftlicher Produkte „unterstützt“, sondern eben etwa für den Landschaftsschutz oder auch für die Bereitstellung und Pflege touristisch nutzbarer „Kulissen“. Im Fokus vieler landwirtschaftlicher Betriebe in Europa stehen deshalb heute Aktivitäten, die so gesehen in keiner Weise *unproduktiv* sind, die aber unter dem Begriff „Postproduktivität“ diskutiert werden.<sup>12</sup>

Ähnliche Beispiele lassen sich heute vielerorts finden, und auch die Diskussionen um Lösungsvorschläge für die aktuelle Arbeitsmarktproblematik ziehen bereits seit längerem entsprechende „sukzessive Umorientierungen“ in Betracht. Claus Offe hat bereits in den 1980er Jahren darauf hingewiesen, dass in der Fragmentierung der Arbeitswelt das bisherige Bild der „Arbeit“ als gemeinsame Schlüsselkategorie der Lebensführung zunehmend versagt und daher sukzessive erweitert werden müsse.<sup>13</sup> Und Ulrich Beck hat im Anschluss daran vorgeschlagen, auch die sozialen Unterstützungen für die, die aktuell keinen

<sup>12</sup> Vgl. etwa: Shucksmith 1993, Ilbery/Bowler 1998:

<sup>13</sup> Offe 1982: 55f.

Erwerbsarbeitsplatz finden, nicht mehr wie bisher ausschließlich an einen engfassten Begriff von Arbeit zu binden, der als solcher dann ebenso engfasste Kontrollen nach sich zieht, etwa von Arbeitsfähigkeit und Arbeitsbereitschaft. Die Bereitstellung von Existenzmitteln durch die Gesellschaft sollte vielmehr an nach und nach immer weitergefasste Vorstellungen von Arbeit gebunden werden, die mehr und mehr soziale, künstlerische und schließlich auch vielleicht nur mehr allgemein kreative Tätigkeiten umfasst.<sup>14</sup> Und auch im Hinblick auf das „unangewandte“ und damit aus herkömmlicher Sicht oft als „unproduktiv“ wahrgenommene Wissen mancher wissenschaftlicher Disziplinen, allen voran den Geisteswissenschaften, wird zunehmend die Möglichkeit von „Sekundärorientierungen“ diskutiert, die etwa als Bereitstellung grundlagentheoretischer oder methodologischer Voraussetzungen für andere (dann vielleicht „anwendbare“) Wissensarbeiten, oder auch nur als allgemeine Enkulturation in moderne Wissensgesellschaften, als genereller Wissensfortschritt, oder auch als einfach nur aus sich heraus interessante oder sinngebende Beschäftigung dem Wissenschaftsbetrieb eine neue *raison d'être* verschaffen sollen.<sup>15</sup>

Der hier relevante Punkt betrifft dabei die *Möglichkeit* zur Umorientierung. Es geht keineswegs darum, ein vielleicht überkommenes Paradigma einfach nur durch ein neues zu ersetzen. Es geht vielmehr darum, dem aktuellen Differenzierungsstand gesellschaftlicher Problemsichten dadurch zu entsprechen, dass der davon bedingten Pluralität an Problemlösungsaktivitäten die *Möglichkeit* gegeben wird, bei Versagen der „Erstorientierung“, also bei Versagen etwa der klassischen Produktivitätszurechnung im Rahmen der Mainstream-Wirtschaft, an deren statt „Sekundärorientierungen“ und bei Bedarf auch noch tertiäre etc. Arbeitszwecke in Betracht zu ziehen.<sup>16</sup> Denn das Problem besteht nicht darin, einfach nur neue Begrifflichkeiten zu finden, mit denen dann alles ganz anders wäre. Das Problem besteht vielmehr darin, dass Begrifflichkeiten und Kategorien, die zur Integration sozialer Aktivitäten wie Arbeit dienen, dazu neigen, Rahmenbedingungen und Verhältnisse zu *hypostasieren*, sprich sie in der *Zeit* und im *Raum* zu *fixieren*, obwohl sich die zugrunde liegenden Verhältnisse verändern, beziehungsweise schon längst verändert haben.<sup>17</sup>

## 5. Sozialistische Arbeit

Besonders deutlich zeigt sich dieser Umstand – um ihn an einem weiteren Beispiel aus der Geschichte der Arbeit zu beleuchten – in jenen Kontexten, in denen aufgrund ideologischer Vorentscheidungen „produktive Arbeit“ *per definitionem* einem bestimmten, besonders gewichteten und auch administrativ mit besonderem Augenmerk belegten Bereich der Volkswirtschaften zugerechnet worden ist. In den ehemals staatssozialistischen Gesellschaften des Ostblocks sind arbeitsbezogene Aktivitäten vielfach in unmittelbar „produktive“ Arbeiten und solche, die nur als deren „zuliefernde Peripherie“ betrachtet

---

<sup>14</sup> Beck 1999: 125f.

<sup>15</sup>Vgl. zu solchen „Umorientierungen“ u.a. auch die aktuellen Vorschläge, die Höhe von Manager-Gehältern nicht nur von Gewinn- und Börsenwerten eines Unternehmens abhängig zu machen, sondern *auch* von seiner positiven Beschäftigungsentwicklung. Die diesbezüglichen Diskussionen werden zwar klar erkennbar noch im Rahmen des traditionellen Produktivitätsparadigmas geführt – die Vorschläge können deswegen dort auch nicht angenommen werden –, die auslösenden Ursachen dieser Diskussionen lassen aber doch deutlich werden, wie sehr die *Hypostasierung* dieser Produktivitätszurechnung den Betrieb bereits behindert.

<sup>16</sup>In dieser Hinsicht wird auch in den Diskussionen um die europäische Agrarpolitik „Produktivität“ nicht einfach als durch „Postproduktivität“ abgelöst oder ersetzt betrachtet. Die beiden Gesichtspunkte *koexistieren* vielmehr recht „produktiv“ nebeneinander. Was aus einer Perspektive als *postproduktiv* wahrgenommen wird – etwa die von ihrer ursprünglichen landwirtschaftlichen *Arbeit* entkoppelte *Entlohnung* der Landwirte –, wird aus anderer Perspektive auch durchaus als klassisch *produktiv* wahrgenommen – zum Beispiel als damit wieder hinreichend gestärkte Kaufkraft der Landbevölkerung.

<sup>17</sup>Vgl. dazu das zur Zeit viel-strapazierte Wort „Reformstau“.

worden sind, unterteilt worden. Was anfänglich vielleicht die Industrialisierung und die Mobilisierung der im Zuge dessen dringend benötigten Arbeitskräfte erfolgreich befördert haben mag, hat im weiteren den sozialistischen Arbeitsbetrieb in vielfacher Hinsicht ins Stocken gebracht. Unter anderem sind in diesem Zusammenhang zum Beispiel sogenannten „Produktionsgrundarbeitern“ im Hinblick auf ihre ideologisch gerechtfertigt scheinende Sonderstellung Privilegien, allem voran etwa Steuerbefreiungen, zuerkannt worden, die dazu geführt haben, dass dieser „produktive Kern“ in manchen Unternehmen wesentlich mehr verdient und mehr Begünstigungen genossen hat, als die unmittelbar Vorgesetzten. Diese sind nämlich, weil sie selbst keine „produktiven“ Arbeiten verrichtet, sondern nur Aufsichts-, Ausbildungs- oder Kontrolltätigkeiten ausgeübt haben, administrativ *nicht* zum „produktiven Kern“ gezählt worden, sondern eben nur zur „Peripherie“ der Zulieferarbeiter. Eine der Folgen davon war – leicht vorstellbar – ein nachhaltiger Verzicht auf beruflichen Aufstieg und damit verbunden eine Arbeitsmoral, die sorgfältig darauf bedacht war, nicht *so* „produktiv“ zu arbeiten, dass dies als Grund für Beförderungen angesehen werden konnte.<sup>18</sup> Zusammen mit den vielfältigen sonstigen Gründen für die „Unproduktivität“ der sozialistischen Arbeit<sup>19</sup> hat dies zu einer nachhaltigen Differenzierung der Produktivitätszuschreibung geführt, die mit der Zeit den sozialistischen Arbeiter streng zwischen *offizieller* und *inoffizieller* Produktivität unterscheiden hat lassen.<sup>20</sup> Aus heutiger Sicht ist dabei nicht zu übersehen, dass gerade daraus eine Vielzahl von Nischen hervorgegangen sind, in denen Aktivitäten Platz gefunden haben, die im historischen Rückblick als die eigentlich *produktiven* Arbeiten dieser Zeit betrachtet werden können. Gerade in Bereichen, die offiziell überhaupt nicht zur Arbeit gezählt worden sind, also etwa in den eigenen Kleingärten am Wochenende<sup>21</sup>, oder im privat eingerichteten Labor mancher Wissenschaftler oder auch am Schreibtisch regimekritischer Schriftsteller hat sich die Produktivität mitunter geradezu überschlagen. Insbesondere im Hinblick auf die kulturellen Hervorbringungen der Sowjetära werden aus heutiger Sicht wohl vielerorts eher Arbeiten von Leuten wie Anna Akhmatova, Osip Mandelstam oder auch etwa Michail Bakhtin und Aleksandr Zinoviev als Beispiele für die Produktivität der sozialistischen Kultur angesehen – und zwar gerade weil sie *jenseits* des vorgegebenen Produktivitätsparadigmas entstanden sind, gerade *weil* die unter diesem Paradigma Arbeitenden, die Möglichkeit gehabt haben, zwischen offiziellen „Primärzielen“ und inoffiziellen „Sekundärzielen“ zu changieren. Eine Reihe von Untersuchungen aus den letzten Jahren des Sozialismus hat mittlerweile gezeigt, dass diese Umorientierungsmöglichkeiten dabei vielfach so etwas wie ein „Schmiermittel“ des Systems insgesamt dargestellt haben. Während nämlich in den inoffiziellen Bereichen, etwa in denen der Schattenwirtschaft, mit der Zeit vielfach äußerst „geschäftsorientiert“ und mitunter auch unter gehörigem Stress, sprich also eigentlich „entfremdet“ gearbeitet worden ist, sind die Routinen der sozialistischen Fabriken und Büros, in denen keine Arbeit so dringend sein konnte, daß deswegen die Namenstagsfeier eines Kollegen unterbrochen worden wäre, als Ressource von Kameradschaft und Erholung herangezogen worden.<sup>22</sup> Nicht wenige der nach dem Fall der Sowjetunion scheinbar so plötzlich, gleichsam aus dem Nichts erschienenen Unternehmenskonglomerate und Reichtumsansammlungen der „Neuen Russen“, die in der Mainstream-Wirtschaft heute als *produktiv* angesehen werden, dürften ihren Ursprung noch in dieser grotesken

---

<sup>18</sup> Vgl. dazu u.a.: Lüdke 2002.

<sup>19</sup> Vgl. klassisch dazu etwa: Kotkin 1995, oder auch: Siegelbaum / Suny 1994.

<sup>20</sup> „Als eigentliche Arbeit wurde bald die Tätigkeit in der Freizeit angesehen – entweder der Datschenbau oder hochbezahlte Schwarzarbeit, die zeitweilig sogar in Gestalt von ‚Feierabendbrigaden‘ legalisiert wurde. In den Betrieb ging man nur noch zur Erholung und um sich die benötigten Materialien und Geräte ‚heranzuorganisieren‘“, schreibt dazu: Bedszent 1999: 186.

<sup>21</sup> In manchen Jahren hat die Produktivität der „Nicht-Arbeit“ in sowjetischen Kleingärten an die 50 Prozent der landwirtschaftlichen Produktion ausgemacht. Vgl. dazu: Füllsack 2000.

<sup>22</sup> Vgl. dazu etwa: Hann 2000: 47.

Arbeitsorganisation gefunden haben, in der die Arbeit, so könnten wir sagen, eben weil ihr eine überaus starre Produktivitätsvorstellung zugeschrieben worden ist, zur Freizeit und die Freizeit zur Arbeit werden konnte.

Ermöglicht worden ist diese „produktive“ Umorientierung auf inoffizielle, auf „private“ Arbeitsziele freilich – und dies führt uns zur Quintessenz dieser Überlegungen – durch ein einigermaßen üppiges soziales Netz, das wenn schon nicht Wohlstand, so doch immerhin weitgehende Existenzsicherheit gewährleistet hat, und das vor allem, zusammen mit den Defiziten der Planwirtschaft, zwar nicht *de jure*, wohl aber *de facto* die sozialistischen Einkommen partiell von der Arbeit *entkoppelt* und damit die Rigorosität der sozialistischen Produktivitätsauffassung folgenreich durchbrochen hat.<sup>23</sup> Gerade indem diese Auffassung damit nicht mehr *exklusiv* für *alle* anstehenden Problemlösungsaktivitäten, für alle Arbeiten also, gegolten hat, indem *Freiraum*, oder anders gesagt, *Distanz* zum vorherrschenden Produktivitätsparadigma ermöglicht worden ist, hat Arbeit – wenn auch nicht in dem Sinn, in dem sie offiziell festgelegt worden ist – weiterhin *produktiv* stattfinden können.

## 6. Resumee

Ohne mit diesen Überlegungen nostalgische Erinnerungen an marxistische Umverteilungshoffnungen wecken zu wollen, zeigt das Beispiel der sozialistischen Arbeit einigermaßen deutlich, worauf wir hier mit dem Terminus „Postproduktivität“ abzielen. Wenn bestimmte an die Arbeit gestellte Erwartungen durch *enggeführte* Begrifflichkeiten und Orientierungen *hypostasiert* werden, so gerät der Arbeitsprozess, oder allgemeiner, der menschliche Problemlösungsprozess ins Stocken<sup>24</sup>, und zwar groteskerweise gerade, weil er bislang vom herrschenden Produktivitätsparadigma relativ erfolgreich getragen worden ist und sich so dynamisch weiter entwickeln hat können. Denn gerade in dieser Weiterentwicklung bringt er eine *Vielzahl* an Problemwahrnehmungen und Problemlösungsversuchen, kurz an Arbeitsarten hervor, die sich nun mit den zur Verfügung stehenden Mitteln nicht mehr operabel umfassen lassen. Die Arbeitsmärkte versagen heute unübersehbar nicht deswegen, weil es *zu wenig* Arbeit für alle gibt, sondern weil sie mit der *Vielfalt* an Arbeitsarten, die aus den unterschiedlichsten Perspektiven als *produktiv* wahrgenommen werden können, nichts mehr anfangen können. Die Vielfalt *sprengt* das traditionelle Produktivitätsparadigma, das unter anderem auch von der *starren Ankoppelung von Einkommen an Arbeit*, und zwar eben an eine ganz bestimmte Vorstellung von *produktiver* Arbeit gestützt wird. Diese starre Ankoppelung, wie sie sich in aktuellen sozialpolitischen Maßnahmen widerspiegelt, in denen Erwerbsarbeit und Erwerbsarbeitsbereitschaft als exklusive Kriterien für den Bezug von Existenzmitteln in Betracht gezogen werden, steht dabei mit dem Produktivitätsparadigma im Verhältnis

---

<sup>23</sup> Überlegungen dazu, inwiefern Einkommen in der Sowjetunion *de facto* als *Grundeinkommen* betrachtet werden können, u.a. bei: Clarke 2006. Dazu, dass mit monetären Einkommen im Sozialismus nicht viel zu bewegen war, dass sie zum Leben auch nicht unbedingt benötigt worden sind, und dass zum Beispiel „Beziehungen“ wesentlich wichtiger gewesen sind, vgl.: Ledeneva 1998.

<sup>24</sup> Dieser Umstand hat eine bekannte Entsprechung im Bereich des Wissens. Wie oben angedeutet, hat sich die Wissenschaft im Zuge ihrer Entwicklung auf ihre eigenen Voraussetzungen zurückgewendet und damit begonnen, auch so grundlegende Begriffe wie „Wirklichkeit“ oder „Wahrheit“ zu verdächtigen, nur interimistisch stabilisierte Wissenskonzeptionen zu sein. Auch in diesem Zusammenhang sind verschiedentlich Neukonzeptualisierungen für diese Begriffe – etwa „Viabilität“ (Glaserfeld), „fungierende Ontologie“ (Luhmann, Peter Fuchs) etc. – vorgeschlagen worden. Die eigentliche Stoßrichtung dieser Vorschläge zielt dabei aber nicht einfach auf einen *Ersatz* problematischer Begriffe durch andere – was im Zusammenhang mit „Wahrheit“ ja sofort die Problematik des „performativen Selbstwiderspruchs“ auf den Plan rufen würde –, sondern auf den Umstand, dass, sooft in der Geschichte bestimmte Prämissen unhinterfragt festgehalten, *hypostasiert* worden sind, soziale Pathologien, also etwa tatsächlich die Vorherrschaft gottesbezogener, männlicher, europäischer etc. Problemsichten die Folge gewesen sind. Vgl. auch dazu ausführlicher: Füllsack 2006.

wechselseitiger Bedingung. Würde die eine aufgegeben werden, könnte auch das andere fallen und *vice versa*, und dies würde eine Umorientierung dessen ermöglichen, was wir als unsere Arbeit erleben – eine *Umorientierung*, die im Hinblick auf das Niveau der von unserer Gesellschaft erreichten Arbeitsteilung dann wohl vermutlich durchaus als *produktiv* wahrgenommen werden würde.

## Literatur:

- Arendt**, Hannah (1958/2002): *Vita activa, oder Vom tätigen Leben*. München (Piper)
- Aristoteles** (1970): *Metaphysik* (Übers. u. hrsg. v. Franz Schwarz) Stuttgart (Reclam)
- Clausen**, Lars (1988): *Produktive Arbeit, Destruktive Arbeit. Soziologische Grundlagen*. Berlin (de Gruyter)
- Beck**, Ulrich (1999) *Schöne neue Arbeitswelt*. Frankfurt/New York.
- Bedszent**, Gerd, (1999): *Arbeitskultur und Wirklichkeit. Streiflichter aus der real existiert habenden DDR*, in: Kurz, Robert / Lohoff, Ernst / Trenkle, Norbert (Hrsg.), *Feierabend! Elf Attacken gegen die Arbeit*. Hamburg (Konkret) S. 169-191.
- Clarke**, Simon (2006): *Ein Grundeinkommen für Russland?*; in: Füllsack, M. (Hrsg.) *Globale soziale Sicherheit. Grundeinkommen – weltweit?* Berlin (Avinus). (forthcoming)
- Füllsack**, Manfred (2000): *Vom Staatsbetrieb zur Gartenwirtschaft. Zur Lage der postsowjetischen Landwirtschaft in Russland*; in: *osteuropa-wirtschaft* 1/2000, S. 82-97.
- Füllsack**, M. (2002): *Leben ohne zu arbeiten? Zur Sozialtheorie des Grundeinkommens*. Berlin (AVINUS Verlag).
- Füllsack**, M. (2003): *Auf- und Abklärung. Grundlegung einer Ökonomie gesellschaftlicher Problemlösungskapazitäten*. Aachen.
- Füllsack**, M. (2006): *Zuviel Wissen? Zur Wertschätzung von Arbeit und Wissen in der Moderne*. Berlin. (forthcoming)
- Hann**, Christopher (2000): *Echte Bauern, Stachanowiten und die Lilien auf dem Felde*; in: Kocka, Jürgen / Offe, Claus, (Hrsg.) (2000): *Geschichte und Zukunft der Arbeit*. Frankfurt / New York (Campus), S. 23-53.
- Ilbery**, B. / **Bowler**, I. (1998): *From agricultural Productivism to Post-Productivism*; in: Ilbery, B. (Ed) *The Geography of Rural Change*. Longman, London, pp. 57-84.
- Jahoda**, Maria / **Lazarsfeld**, Paul F. / **Zeisel**, Hans (1975) *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch*. Frankfurt/M (Suhrkamp)
- Kotkin**, Stephen (1995): *Magnetic Mountain: Stalinism as a Civilization*. Berkeley (University of California Press)
- Ledeneva**, Alena V., (1998), *Russia's Economy of Favours. Blat, Networking and Informal Exchange*. Cambridge University Press.
- Lüdke**, Alf (2002): *Männerarbeit*; in: Baecker, Dirk (Hrsg.) *Archäologie der Arbeit*. Berlin (Kadmos), S. 35-50.
- Malinowski**, Bronislaw (1935/1978): *Coral Gardens and their Magic. A Study of the Methods of Tilling the Soil and of Agricultural Rites in the Trobriand Islands*. Bd. 1. London (Dover)
- Marx**, Karl (1894/1973) *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*. 3. Bd. Berlin.
- Merton**, Robert K. (1964): *Social Theory and Social Structure*. Glencoe, Illinois.
- Offe**, Claus (1982): *Arbeit als soziologische Schlüsselkategorie*; in: *Krise der Arbeitsgesellschaft?* Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg 1982. Frankfurt/M.
- Shucksmith**, M. (1993): *Farm Household Behaviour and the Transition to Post-Productivism*; in: *Journal of Agricultural Economics*, 44, pp. 466-477.

**Siegelbaum** Lewis H. / **Suny** Ronald G. (Eds.) (1994): *Making Workers Soviet. Power, Class, and Identity*. Cornell (Cornell UP)